

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

54 (3.3.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 9

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 54

1928

Nr. 9

Samstag, den 3. März

Behagliches Wohnen, behagliche Geselligkeit

Von Curt Amend.

Der Deutsche hat nun einmal den Drang nach Gemütlichkeit und Behaglichkeit in sich. Er träumt von dem eigenartigen Zauber eines traulichen Heims, von stillen und mulligen Winkeln, von gefälligen und bequemen Sitzmöbeln, von einem Milieu, das ihm ein Ausruhen nach des Tages Last und Arbeit gestattet.

Das ist der Traum des Deutschen. Und wie sieht die Wirklichkeit aus? Sie entspricht dem Traumbild kaum. Entweder ist die Nervosität des einzelnen schon so weit gestiegen, daß er sich selbst in den wohllichsten Räumen nicht mehr wohl fühlen kann, oder aber es kommt erst gar nicht zu einer wahrhaft behaglichen Ausgestaltung der Wohnung. Die meisten Menschen beladen sich mit unpraktischen und unnötigen Dingen so sehr, daß der Geist der Gemütlichkeit dadurch erstickt wird. Denn nur dort, wo Zweckmäßigkeit und Handlichkeit herrschende Prinzipien sind, nur dort läßt sich auf die Dauer behaglich leben.

Im Grunde genommen, sind wir in unseren Lebensgewohnheiten so unpraktisch, wie nur wenige Kulturvölker außer uns. Statt uns von allem drückenden Ballast zu befreien, statt uns mit wenigen, aber wirklich zweckmäßigen und gebiengenen Gebrauchsgegenständen zu begnügen, umgeben wir uns mit einer von Jahr zu Jahr wachsenden Masse von Land und Kram, an dem wir selbst sehr bald keine Freude mehr haben. Es liegt etwas Parvenubaites in dem Triebe so vieler Menschen, sich ja recht oft etwas Neues zu kaufen und anzuschaffen: man will damit offenbar den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit erwecken. „Bei uns ist ja alles da, bei uns ist es ja nicht, wie bei armen Leuten!“ Man kennt diese fatale Redensart aus der Vorkriegszeit. Die tiefere Bedeutung, die ihr zu Grunde liegt ist aber heute noch genau dieselbe. Auch heute noch würde z. B. die große Mehrheit unserer Brautpaare, die dicht vor der Hochzeit stehen, auf die Frage, was sie sich lieber wünschen, eine angeblich prunkvolle Bronzefigur oder einen elektrischen Kocher für die Proncefigur stimmen.

Man hat noch nicht begriffen, daß ein jedes Zimmer, das wirklich gute und hübsche Tapeten, einen netten Fenstervorhang, einige behagliche und gutgeformte Möbel und einen zweckmäßigen Beleuchtungskörper enthält, unter allen Umständen sehr hübsch und sehr anheimelnd aussehen muß. Der vielen Bilder, die meist ja doch nichts taugen und die Wände nur verunstalten, der vielen „Kunstgegenstände“, die ja doch meistens Kunstgötzen sind, der vielen Teppiche, die ja doch meistens häßlich sind und als Staubfänger schwere Gefahren für die Gesundheit in sich bergen, all dieser Dinge bedarf es nicht, alle diese Dinge sind zu 90 Proz. verschwendetes Kapital, übler und meist hinderlicher Ballast und gewiß keine Freude fürs Auge. In wieviel Familien muß um dieses unnötigen Ballasts willen ein Dienstmädchen gehalten werden! Ein Dienstmädchen, das alles in allem doch immerhin seine 150 RM im Monat kostet.

Auch die Formen unserer Geselligkeit sind unpraktisch und reformbedürftig. Es liegt das zum Teil daran, daß hier gar keine festen Regeln bestehen. England z. B. hat es in dieser Beziehung besser. Dort ist die Hausfrau stets darauf eingerichtet, um 5 Uhr jemanden zum Tee zu empfangen und um 1/27 oder 7 Uhr jemanden zum Dinner bei sich zu sehen. Aber man glaube nun nicht etwa, daß diese Bewirtung der Engländerin viel Schereien macht. Es gibt immer dasselbe und man rechnet von vornherein damit, daß der Besucher nicht gekommen ist, um viel und gut zu essen, sondern, um zu plaudern. Das gleiche Quantum Marmelade, das in Deutschland bei einem soliden Tee oder Kaffee von einer Person aufs Butterbrot gestrichen wird, reicht in England meist für 4-6 Personen. Und die teuere Butter spielt dort eine recht nebensächliche Rolle. Das Dienstpersonal oder, wo es nicht vorhanden ist, die Hausfrau selbst sind für die Inzenerierung des Nachmittagstees und des abendlichen Dinners vollkommen geschult. Es geht alles rasch, und wie am Schnürchen, weil alles nach dem Schema F geht.

Das Schema F ist allerdings etwas, wovor nur zu viele Volksgenossen ein rechtes Grausen empfinden. Und doch werden wir ohne vernünftige Normierungen und Typisierungen nicht mehr auskommen können. Und wir werden sehr bald einsehen lernen, daß die gesunde und erprobte Regel etwas sehr Angenehmes ist. Deshalb kann man dem individuellen Geschmack immer noch genügend Spielraum lassen.

Sicherlich wird sehr rasch der Zeitpunkt kommen, wo unsere Hausfrauen mit ihren Nerven und mit ihrer physischen Kraft den verwickelten und zum großen Teil überflüssigen Anforderungen des täglichen Daseins nicht mehr gewachsen sind, zumal ihre sonstige Lebensweise, vor allem ihre Nahrung, den heutigen Bedingungen keineswegs entspricht. Wenigstens gilt das für die große und die mittelgroße Stadt.

Leider ist es heute in Deutschland so, daß Geselligkeit, die doch eigentlich eine Erfrischung, eine Ablenkung und Entspannung für die Nerven sein sollte, meistens eine Beunruhigung und Schädigung der Gesundheit bedeutet. Man macht sich viel zu viel Umstände, man prüft schon wieder viel zu sehr, man sitzt in schlecht gelüfteten Räumen inmitten eines Tabakqualms, dessen Giftstoffe auf die Kopfnerven schädlich einwirken und bei vielen Menschen geradezu katastrophal herberrufen, man nimmt Alkohol oder andere stimulierende Getränke zu sich und braucht sich dann eigentlich nicht zu wundern, wenn ein solcher Abend das Gefühl innerlichen Mißbehagens hinterläßt.

Die Kleidermoden haben sich im ganzen zweifellos nach der hygienischen Seite hin verbessert. Aber leider ist noch immer nicht die rechte Abereinrichtung zwischen Damenkleidung und Herrenkleidung hergestellt. Im Winter ist es so, daß die Damen mit einer Kleidung erscheinen, die im Zimmer eine Mindesttemperatur von 20 bis 22 Grad Celsius erfordert; die Herren aber tragen einen Anzug, in welchem sie bei dieser Temperatur schwitzen müssen. Und so sieht man denn häufig genug auf Gesellschaftsabenden Damen, deren Nasenspitzen vor Kälte bläulich-rot angeläufen sind, oder Herren, die sich nach einem Tanz ganze Ströme von Schweiß vom Gesicht wischen.

Also alles so unpraktisch, so unhygienisch, daß man sich eigentlich fragen muß, warum gerade die Angehörigen eines Volkes, das auf seinen Individualismus so stolz ist, derartig törichte Moden mitmachen. Die Reform wird kommen, weil sie einmal kommen muß. Unsere Nerven ertragen das überflüssige, unzweckmäßige und ungesunde Drum und Dran unseres täglichen Lebens nicht mehr. Unser Geldbeutel erträgt es aber schon lange nicht mehr. Gewiß haben die Lieferanten und Verkäufer der gemittelten Schundware und daneben die Ärzte den Vorteil von all diesen Leuten! Aber, wenn erst einmal die Nachkriegspsychose völlig überwunden sein wird, wird die Vernunft schon stark genug sein, um mit Methoden aufzuräumen, die eigentlich von allen Menschen als gefährlich und lästig empfunden werden. Höchstens ist es noch die Denkfaulheit, die bei vielen die richtige, verstandesmäßige Erkenntnis noch nicht aufkommen läßt.

Geschichte und Landschaft in Gustav Freytags „Ingraban“

Von Willi Weils.

Die Umstellung der rein geschichtlichen Betrachtungsweise zur Kulturgeschichte vollzog sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Diese bald selbständig ausgebaute Wissenschaft blieb zunächst auf den engeren Kreis der Gelehrten beschränkt. Sie weiteren Kreisen mitzuteilen, brauchte man Männer, die mit dem schwereren Rüstzeug des gelehrten Forschers eine gewandte Feder verbunden. Dieser Doppelkranz gebührt neben Niehl und Burckhardt vor allem Gustav Freytag.

Angeregt neben dem eigenen kulturgeschichtlichen Trieb durch die Sammeltätigkeit seines Lehrers Hoffmann von Fallersleben, brachte Freytag mit Eifer und Glück ein reichhaltiges Material zusammen. Dieses wurde die Fundgrube für seine beiden großen Schöpfungen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (1859-1867) und die Romanreihe „Die Ahnen“ (1872-1880).

Wenn Freytag in seiner Widmung an die Kronprinzessin Viktoria „Die Ahnen“ als Poetie, nicht als Geschichte angesehen wissen will, so entspricht diese Ansicht doch nicht ganz den Tatsachen. Vielmehr wiegt das geschichtliche Moment bedeutend über das dichterische über. Von dem Zeitpunkt an, wo geschichtliche Quellen reichlich fließen, werden diese treu benutzt. Wo sie aber versagen oder sehr spärlich fließen, ist Freytag auf eigene Phantasie oder auf Anlehnung an die Dichtung angewiesen. Dieser Zeit fehlender oder spärlicher Quellen gehören die beiden ersten Erzählungen an: „Ingo“ und „Ingraban“.

In „Ingo“ liegt das mächtige Römerreich im Sterben. Schon dringt in die düsteren Schatten der germanischen Wälder das Licht des neuen Glaubens: des Christentums. In „Ingraban“ eröffnet sich uns eine neue Welt mit neuen Voraussetzungen und neuen Fragen. Das mächtige Frankenreich gibt den Hintergrund ab. Fränkische Könige senden ihre Grafen mit großer Macht in die Lande. Das patriarchalische Königtum, wie es im ersten Teil Ansbald auf einem thüringischen Edelsitz ausübt, ist unüberwindlich dahin. Fränkische Zivilisation und das erstarkende Papsttum suchen die freien Germanen in den Bereich ihrer Macht zu bringen.

Die Freytag vertrauten Grenzstreitigkeiten an der schleich-pölnischen Grenze ermöglichten ihm eine eingehende Darstellung eines Grenzkrieges zwischen Slawen und Germanen, deren Wahrscheinlichkeit unter dem Mangel an Quellen nicht leidet. Freiheit des Dichters ist es, wenn er die Sorben (so nannte man in Deutsch-

land die Wenden) bis über den Rennsteig vordringen läßt. Die Geschichte kennt nur ihren Wohnsitz östlich von Saale und Unstrut.

Ein untrennbarer Bestandteil der Handlung, verwoben in Lieben und Hassen der Personen, ist die Gestalt des Apostels der Deutschen, Bonifazius.

Nachdem Bonifazius durch päpstliches Schreiben vom 15. Mai 719 zur Befehung der germanischen Völker ermächtigt und am 30. November 723 zum Bischof Germaniens, doch ohne Amtssitz, geweiht worden war, begab er sich nach kurzem Aufenthalt am Hofe Karl Martells sofort ins Gebiet der Sassen und Thüringer. Dieser Aufenthalt, den Freytag uns vorführt, ist der zweite. Denn schon früher war Bonifazius dort gewesen; wo harte Aufgaben auf ihn warteten. Denn das Christentum war dort durch den Arianismus, den Theoderichs Schwester Amalberga, die Gemahlin Hermanfrids (Sohn des aus „Ingo“ bekannten Basino) eingeführt hatte, verunstaltet worden. Der Glaubensbote fand vor allem einen verkommenen Priesterstand vor. Dessen Typus tritt uns in dem entarteten, aber reumütigen Priester Memmo entgegen. Bonifazius mußte die Befehung als unmöglich aufgeben.

Bei diesem zweiten Aufenthalt unter den Thüringern war Bonifazius mit weit größerer Autorität ausgerüstet. Die Schreiben, die auch bei Freytag eine große Rolle spielen, verschafften ihm wegen ihres Wertes bedeutendes Ansehen. Denn das erste rührt von Karl Martell her, der dem Befehrer auf die Empfehlung des Papstes hin einen eigenhändig geschriebenen Schutzbrief übergab, der die Wohltat des alten Königsreiches (defensio regis) verließ. Das zweite Schreiben, das bei Freytag im Mittelpunkt der Verhandlung steht, setzt sich aus zwei Handschriften des Papstes Gregor II. zusammen. Das eine ist an die thüringischen Großen gerichtet und wendet sich tatsächlich an die bei Freytag genannten Hauptlinge, die als Söhne des Vaters (in Rom) und als gottgefällige Christgläubigen ausgezeichnet werden. Das andere Schreiben, das in „Ingraban“ mit dem ersten vereint ist, erging an das Volk der Thüringer allgemein und deckt sich inhaltlich mit dem von Freytag gebotenen Text. Vor allem enthielt es die Aufforderung, ein Haus für den Bischof und Kirchen zu bauen. Diesem Wunsch wird in der Erzählung bereitwillig genügt. Daß der Hauptling Albold als einer der Ersten eine Schenkung machte, ist geschichtlich.

Als Pfanzschulen christlicher Bildung sollten Kloster-niederlassungen dienen. Daß Bonifazius auf dem linken Ufer der Ohra ein kleines Kloster — Ohrdruf — und eine Kapelle gründete (724, jetzt steht an deren Stelle die St. Michaelskirche), berichtet sein Biograph Willibald, der 740 vom Papste Gregor III. nach Deutschland gesandt wurde. Schenkungen thüringischer Edeln, wie vor allem eines Grafen Hugo von Refersberg, der aber bei Freytag nicht genannt wird, ermöglichten diese Gründung, die Bonifazius, um einen Rückhalt zu haben, in der Nähe der großen Schenkung des Herzogs Gethan II. bei Arnstadt anlegte. Dieses Kloster leitete Bonifazius vorläufig.

Am Schlusse der Erzählung sehen wir noch Bonifazius auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz (747), nachdem er schon kurz vorher ernannt, aber nicht wirklicher Erzbischof von Köln gewesen war), bemerken in seiner Umgebung Kullus und Sturmus, die Gründer der Klöster Hersfeld (768) und Fulda (744) und erleben seinen Opfertod bei den Friesen (755).

Interessante Streiflichter wirft der Dichter auf das kulturelle Chaos, das sich aus dem Gegensatz und dem Zueinandergreifen der beiden Weltanschauungen bildet. Wohl ist das Christentum eingeführt, und allerorten ragt das Kreuz. Doch vermag der neue Glaube den alten nicht völlig zu verdrängen. Im geheimen werden Opferpferde geschlachtet und wird Tierblut getrunken, auch von solchen, die in der Öffentlichkeit das Kreuz schlagen. Stark ist auch bei ihnen der Glaube an Zanberkünste, an die geheime Macht kundiger Wasserfrauen und Unholde. Auf die Bekämpfung dieser heidnischen Erinnerungen hat der Papst in dem Brief an die Thüringer besonders hingewiesen.

Als landschaftlicher Hintergrund sind bekannte Orte gewählt, die aus der dichterischen Umschreibung unschwer zu erkennen sind. Der Idisfluh, den hinauf Bonifazius nach Thüringen zieht, ist die Id. Der Idisberg mit der späteren Idisburg, auf dem schon der Wohnsitz Ingos lag, ist Koburg, der Sitz von Freytags herzoglichem Freunde Ernst II. Die Rückkehr der aus Sorbenhand befreiten Christen geht die Saale hinab bis zur Mündung der Schwarzja und dann diese hinauf bis zum Rennsteig. Hier an dieser uralten Grenzscheide zwischen Thüringern und Franken spielen die meisten Ereignisse. Hauptschauplätze sind die Quertäler zwischen Infelsberg und Donnershau, Marienhöhle bei Friedrichroda und der Schmalwassergrund bei Dietbarz.

Mit seinem poetischen Reiz hat Freytag den Zauber der unberührten thüringischen Landschaft zu schildern verstanden. Die geheimnisvolle Stille der entlosten Wälder, die Wirnisse auf ungebahnten Wegen, das vertraute Zueinanderleben des Naturmenschen mit seiner landschaftlichen Umgebung, die mit der wilden Waldesprache

verkäuflichen Bären und Wölfe, deren Vorhandensein bezeugt ist: alles dies verwebt sich zu einem harmonischen Bild.

Die älteste Geschichte des waldunrauschten deutschen Kernlandes Thüringen hat in Freytags „Ingraban“ eine lebendige Darstellung gefunden. Es ist die Zeit, in der die Einführung des Christentums und die Rolle des Landes als Grenzschutz deutschen Landes gegen die Sorben („Sorbenmark“) das charakteristische Gepräge abgeben. Wie „Ingraban“ für Thüringens Geschichte und Landschaft eine bedeutende Heimatdichtung darstellt, so bleibt das Werk über diesen engen lokalen Rahmen hinaus ein wertvolles Denkmal der historischen Roman- dichtung überhaupt.

Von Ehe, Eheberatung und Ehezeugnissen, vom Hausarzt und der Wohnungsnot

Von Sanitätsrat Dr. Rajstke, Berlin

Die Ehe, sagt ein Witbold, ist der tragische Ausgang einer Verlobung. So arg, meine verehrten Leserinnen und Leser, ist es doch nicht. Aber die Ehe, jede Ehe, ist ein Schritt, der für das künftige Leben, das Wohlbefinden, das Glück und die Zufriedenheit jedes einzelnen von einschneidendster Bedeutung ist, der gut und schlecht ausfallen kann, den zu bedenken der Dichter rät, wenn er sagt: Drum prüfe, wer sich ewig bindet, und für den die bestmöglichen Vorbedingungen des guten Ausgangs zu schaffen, im Interesse der Beteiligten nicht minder wie im allgemein staatlichen liegt. Von welcher Seite man auch das Problem „Ehe“ anpackt, von der religiösen, wirtschaftlichen, sozialen und gesundheitlichen: die gesundheitliche ist von zweifellos übertragender Bedeutung, wichtig für die Zukunft der zunächst Betroffenen, nicht weniger wichtig für die kommenden Generationen und so von Bedeutung im Staatsinteresse. Daher kommt es, daß die Einrichtung von Eheberatungsstellen bei Staat und Kommunen so reiche Zustimmung und Unterstützung fand, daher wachsen Eheberatungsstellen zwar nicht wie Pilze aus der Erde (das wäre zu viel gesagt), aber sie vermehren sich doch beträchtlich.

Ich weiß nicht, ob sie ausreichend benutzt werden, ich weiß nicht, ob sie so viel nützen, wie man sich davon verspricht. Aber eins ist sicher: wenn sie nicht mit staatlichen Zwang umgeben werden, wenn nicht vor der Eheschließung von jedem ein Ehezeugnis aus solcher Beratungsstelle gefordert wird — eine sehr zweischneidige und nicht ohne weiteres anwendbare Waffe — werden sie immer nur einen kleinen Teil des Volksganges erfassen, und von diesem kleinen Teil auch wiederum die Mehrheit nicht hindern, eine Ehe einzugehen; die, mag sie gesundheitlich auch Gefahren bieten, aus irgend welchen Gründen ihr erwünscht ist.

Gesund in die Ehe zu treten, ist gewiß für beide Partner, Mann und Frau, und nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Nachkommenschaft von größter Wichtigkeit, rassenhygienisch von Bedeutung. Aufklären, raten, mit allen Mitteln und Methoden, die irgendwie angebracht sind, ist Pflicht und Gebot der Stunde. Aber wenn diese Eheberatungsstellen nicht mit ganz hervorragenden, in allen Sätteln gerechten, in allen Disziplinen erfahrenen Ärzten, wenn sie nicht, wie Professor van de

Welbe, der Verfasser des Buches „Die vollkommene Ehe“, jüngst darstellte, nach Art der Mayofflinke die Möglichkeit haben, den Bräutigam wirklich auf Herz und Nieren, vom Scheitel bis zur großen Zehe, durch Fachärzte und in Laboratorien sorgfältig zu untersuchen, dann leisten sie nicht mehr, eher weniger, als der Arzt leistet, der den Kandidaten schon behandelt hat, bestimmt nicht mehr als sein „Hausarzt“. Diese Institution des Hausarztes, die einst, wenigstens im Mittelstand, selbstverständlich war, wieder aufzunehmen, den Arzt wiederzuschaffen, der beratend und helfend den Klienten von der Geburt bis zur — Wahre (es stehe das Wort, auch wenn der Wit wieder sagen sollte, das täte der Arzt ja sowieso) leitet, wäre des Schweiges der Edlen wert. Dazu das Volk zu erziehen, dünkt mich wichtiger, als solche Eheberatungsstellen, die im Grunde doch weiter nichts tun und tun können als zu sagen, ob und wann ein Geschlechtskranker heiraten soll, darf und kann.

Zürforgesellen dieser und anderer Art liegen im Zuge der Zeit. Gegen sie zu sprechen, ist beinahe Verbrechen. Aber es erscheint mir wichtig, das Kind beim richtigen Namen zu nennen, zu sagen, was ist und was zu erhoffen ist, wichtiger, als den Anschein zu bestärken, daß man mit solchen Beratungsstellen wunder wie Hervorragendes geschaffen habe, die Hände nun ruhig in den Schoß legen könne, in dem Verwußtsein, alles Erforderliche getan zu haben.

In einem Erlass des preussischen Wohlfahrtsministeriums vom 19. Februar 1926 wird empfohlen, den Ehekandidaten in den Beratungsstellen zu untersuchen auf: Gehirn, Rückenmark und das übrige Nervensystem, auf Epilepsie, Basedow, Nimmungs-, Kreislauf-, Verdauungs-, Geschlechtsorgane, auf Stoffwechselstörungen, Zucker, Gicht, Krankheiten des Blutes, der Haut, der Knochen und Gelenke, der Ohren, der Augen usw. Man soll fahndend auf Gebrauch von Alkohol, Nikotin, Morphium, Kokain, Schlafmittel, auf die Erbanlage, seine und seiner Familie, seiner Eltern, Großeltern und Geschwister. Und das alles soll der Arzt der Eheberatungsstelle! Er ganz allein!

Und wenn der Kandidat dann geprüft ist, sein Ehezeugnis in der Tasche hat, das ihm bezeugt, daß er oder seine Voreltern an diesen oder jenen Krankheiten leiden oder gelitten haben, daß daher vielleicht eine Minderwertigkeit der Nachkommenschaft zu befürchten sei, glaubt man wirklich, er wird sich bewegen lassen, aus Gründen der Sinaufzucht des Volkes, der Rasse, der Menschheit von einer Ehe abzusehen, die er aus persönlichen Gründen wünscht? Die Anständigen, Verantwortungsbehafteten würden es vielleicht tun, die anderen — werden darauf pfeifen. Man kann Professor van de Welbe nur zustimmen, wenn er sagt, daß wir uns zufrieden geben sollen, „wenn es uns gelingt, ihnen beizubringen, daß es in ihrem wohlgegründeten eigenen Interesse liegt, bei der Verheiratung eine Dummheit in gesundheitlicher Beziehung zu vermeiden, weil sich eine solche nur allzuleicht an ihnen selbst, den Gefährten und an den Kindern (und auf diesem Wege wieder an ihnen selbst) rächt“.

Auf die Gefahren hinzuweisen, die eine Ehe eventuell haben kann, und das Verantwortungsgefühl in jedem zu wecken, ist nützlich, hier wie anderswo. Aber man soll nicht unnötigerweise die Menschen von ihrer Verantwortung entlasten und die Sorge dafür dem Staat auf-

Berliner Theaterbrief

Von Hanns Martin Oster

Man spricht sehr in Berlin viel von der Theaterkritik. Am liebsten möchte man sie für die Zustände bei den Berliner Theatern verantwortlich machen. In mancher Beziehung hat man mit den Anlagen ja nicht Unrecht: sicher ist, daß der Berliner Theaterkritik während der letzten Jahrzehnte die Energie gefehlt hat, sich ausschließlich nach dem Maßstab echter Kunst zu richten. Sie hat nur zu gerne Tagesstimungen nachgegeben, hat dem Zeitgemäßen gehiebt und nicht dem Ewigen, ist liebedienlich gegen die ausländische Einfuhrware gewesen, hat es kurzum an allen Eigenschaften einer geistigen Führung für den Spielplan und einer Erziehung des Publikums fehlen lassen. Trotzdem ist die Kritik nicht allein verantwortlich an den Zuständen. Diese sind schließlich noch ein Ausdruck der wirtschaftlichen und geistigen Verhältnisse unserer Zeit, ihrer Unklarheit und Verwirrtheit. Der Übergangskarakter des heutigen Menschen, der zwischen Altem und Neuem, Aktuellem und Ewigem hin und her schwankt, bestimmt eben Spielplan wie Spiel, Regie wie Kritik. Die Kritik sollte wohl zuerst einen festen Standpunkt gewinnen: hier kann man sagen, daß dies erst mit dem Generationswandel der Fall werden dürfte.

In einer Übergangszeit triumphieren natürlich zuerst Übergangswerte. In diesem Typus rechnet in auffallendster Weise Bruno Frank's Schauspiel „Hörsing“, das nun schon für zweihundert Bühnen aufgeführt ist und vom Deutschen Theater in Heinz Hilbert's Regie herausgebracht wurde. (Auch in Karlsruhe wurde es aufgeführt und von unserem Schauspielkritiker besprochen. Red.)

Frank bietet die Theateraufführung, die nie versagt. Galsworthy kennt sie ebenso gut. Seine „Macht“, im Theater in der Königgrätzstraße, hütet sich wie Frank ins Absolute vorzustößen: man bleibt hübsch beim Verühren der Probleme stehen und läßt sie lieber nicht. Wieviel mutiger war da doch Hofen trotz seiner Zeitfängigkeit! Galsworthy schildert in zehn Bildern, wie der Zufall einen Unbescholtenen zum Mörder macht und dadurch ins Gefängnis bringt; der Schuldlos-Schuldige versucht nun die Flucht, die aber mißlingt, weil er einen edlen Pfarrer nicht zu einer Lüge veranlassen will. Sie wäre auch sonst mißlungen, aber Galsworthy braucht das fälschliche Motiv: er will ja seine Zuschauer nur einfangen, nicht aber erschüttern, wandeln, wirklich zur Menschlichkeit belehren. Er bleibt in der angenehmen Minorarbeit unterhaltener Bilder stehen. Ein Theaterstück, nichts weiter.

Die Franzosen nehmen die ernstesten Probleme schon seit langem nur als leichtes Aniaß zu einem Konversationsstück: diesmal haben Duvernois und Birabeau sich in einem Schauspiel „Marcel Frabellin“ (Komödie, mit Homolka und Grete

Mosheim, deutsch von Bruno Frank!) das Motiv des Unmanned, der ein Mann sein möchte, gewählt: das Motiv wird aber nirgends in seiner ganzen Tragik und Unlösbarkeit gestaltet, sondern es findet sich eine edle Frau, die sich unter Selbstverleugnung dazu hergibt, die Lüge der Männlichkeit des Unmanneds sogar unter Drangabe ihrer weiblichen Ehre, ja ihres Herzens zu deden! Das ist natürlich sehr wirksam für die Tränenströmen der immer Sentimentalen, aber innerlich völlig unwahr, verlogen und unglaubhaft: jede Frau, wenn sie eine Frau ist, wird sich aus solcher Lage so oder so befreien, aber nicht ihr Leben solcher Lüge opfern — oder sie verdient unser Interesse im Kunstwerk nicht, weil ihr jeder Charakter fehlt... Aber es läßt sich aus solcher geschickten Konstruktion doch soviel Konversation machen: und darauf kommt es den Franzosen und ihren Nachbarn vor allem an.

Wir Deutschen haben allerdings immer noch die Sehnsucht, aus nicht ganz in das Tagesgeschäft zu verlieren, sondern zum Absoluten, zum Endgültigen vorzustoßen. Leider ließ sich ein Dichter, der bisher stets darauf aus war, sein Können in den Dienst des Absoluten zu stellen, von der heutigen Bühnenkonstellation dazu verleiten, Konzessionen an den Zeitgeist zu machen. Ich meine Wolf Landner mit seiner „Entleerung des Antonio Carossa“ in der Volksbühne am Wiltonplatz. Er stellte zuerst in trefflicherer Charakterzeichnung das Persönlichkeitsbildnis eines hochstaplerischen Pseudo- gelehrten, eines schöngestigen, ästhetisch bluffenden Hohlkopfes hin: Anton Wagner, genannt Antonio Carossa, der es sich bei einer reichen Geheimratswitwe als schwarzhöcker Frauenliebhaber und Gesellschaftsstar in einer phrasen- verfallenen Kleinstadt wohl sein läßt. Aber er wagt sein Dekorum nicht: er entläßt eine Blöde nach der andern, zuerst bei einer Hundetaufe durch einen Bierbudenbesitzer, dann als Beamter, der sich von seiner Geliebten aushalten läßt und schließlich als Fälscher antiker Münzen, der sich durch das Geld seiner Geliebten und die Zahlungsfähigkeit eines Hof- fabrikannten, der wieder ein Verhältnis mit einem dem Hof- stapler hürigen Mädchen hat, vor dem Judenhäus rettet und schließlich mit dem opferwilligen Mädchen in eine fragwürdige Zukunft entführt. Landner legt zuerst ein gutes Charakter- stück in Carossa's Gestalt an: als er es aber zum befreienden Gelächter nutzen will, fällt ihm die Freiheit des Geistes und der wirkliche Humor; er versinkt in einer rudimentären Philippika gegen den Ingeist. Man glaubt seinen Figuren nicht mehr, wenn sich auch in der Gestalt des liebenden Mädchens zarte Menschlichkeit zeigt. Was bleibt, ist der Wille, durch Phantasielonstruktion die Verlogenheit der menschlichen Gesellschaft zu entlarven; aber dem Willen entspricht das Können nicht, so daß Heinz Salmer die Gestalt durch leere Schauspielerei bühnenlebig erhalten, Leontine Sagan durch Regnier-Nachahmung die reiche Geheimrätin in-

halten. Der kann in ganz anderer Weise für seine Angehörigen sorgen, wenn er deren Gesundheit und die ihrer Nachkommenschaft will. Er baue Wohnungen, er schaffe Arbeit! Das ist das A und O alles Sinnes, dem einzelnen ein Leben zu ermöglichen, indem er für die Gesundheit von Körper und Seele wenigstens das Notdürftigste tun kann.

Aber eine Million Wohnungen fehlen in Deutschland, Hunderttausende haufen in Kellerlöchern, auf Dachböden, in fremden Wohnungen, viele Menschen in einem Raum, der gleichzeitig zum Wohnen, Arbeiten, Schlafen, Essen und Kochen dient, viele ohne Bett, viele in einem Bett mit anderen zusammen. Da liegen die Wurzeln des gesundheitlichen Elends, daher kommen die Geschlechtskrankheiten, daher rekrutiert sich das Heer der Tuberkulösen!

Zeitschriftenschau

„Die Kunst“ Monatshefte für bildende Kunst, Februarheft. Verlag J. Neumann, Neudamm. Vierteljährlich 6 M. Eine besonders begrüßenswerte Veröffentlichung innerhalb dieses wiederum sehr schönen und reichen Festes ist die über amerikanische Landschaften. Die Wolkenträger, an die der Europäer zuerst denkt, wenn er von amerikanischer Landschaft hört, sind Ausnahmestimmungen. Die sehr schönen Beispiele von amerikanischen Landschaften, die das Fest und zeigt, legen Zeugnis ab von einer vornehmen Wohnkultur, welche vorhandene Tradition verständnisvoll pflegt und zugleich alle Fortschritte der Wohnkultur einrichtungsbezieht. — Ein höchst reizvoller Aufsatz ist der über die Wandbilder von Peter Kraft in der Wiener Hofburg, die an Vorzüglichkeit der Komposition und Köstlichkeit der Einzelgruppen den berühmten Paradenbildern von Franz Krüger nichts nachgeben. In gleichem Maße erfreulich ist ein sehr schöner Aufsatz über den Schweizer Bildhauer Hermann Hubacher. — Aus dem übrigen Inhalt wollen wir nur eines kurz erwähnen: die auf der diesjährigen internationalen Ausstellung von Pittsburg preisgekrönten Werke — ein illustrierter Aufsatz über Werke des Malers Willi Geiger, zu denen ein sehr geistvolles Aperçu des Künstlers selbst über künstlerische Konzeption als Text beigegeben, — dann eine illustrierte Konzeption über einen sehr reizvollen Silhouettenfilm von Lotte Reinger, „Die Abenteuer des Prinzen Achmed“, — über das Theater „Die Komödie“ erbaut von Oscar Kaufmann, — über den Wettbewerb für den Neubau des Senfer Völkervandelpalastes usw.

Literarische Neuerscheinungen

Richmond B. Barret, „Die Tore der Feinde“. Aus dem Amerikanischen übertragen von Franz Fein (Romane der Welt, Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50). In Ganzleinen gebunden 2,85 M. Umfang 320 Seiten. — Ein unparteiisches, wahrhaftiges Buch. Tendenzlos und dichterisch behandelt es das Problem der Mißhebe. Die Familie Morgenthal, New Yorker jüdische Aristokratie, seit Generationen gesichert in Stellung und Reichtum, tritt aus ihrer traditions- mäßigen Abgeschlossenheit heraus und muß an der anderen härteren und stärkeren Welt zugrunde gehen. Dieses ungem. interessante und heutzutage Thema: variiert Barret mit größter Behutsamkeit und klugem Einfühlungsvermögen an den problematischen Charakteren und den klaren, unbeschwer- ten Naturen der Gegenspieler.

James Oliver Curwood: „Der brennende Wald“. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Curt Döbeling (Romane der Welt, Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50). In Ganzleinen gebunden 2,85 M. Umfang 320 Seiten. Die unbekannte, reizvolle Welt des hohen Nordens von Kanada, das Land der Winternachtsstürme, der menschlichen Wälder, der Pelzjäger, Fischer, Trapper, und des Rassebels aus dem besten Blute Altenglands und Frankreichs erteilt in diesem unmittelbar naturhaften Buche Curwoods. Es ist der Roman der Urzeitmenschen der Menschen, die ungehemmt von der Zivilisation ihren Kampf um Weib und Liebe, um Vergeltung und Freiheit führen.

teressant machen muß. Allein Maya Hart als junges Mädchen enthält ein Herz, das zittert, aber diese Lebensfigur kann das Stück nicht retten. Es bleibt Lustspielgenuss, wirkt kein tieferes Leben.

Ebenso weih der Däne Svend Vorberg eine erlebte Idee in seinem Stück „Niemand“ in der Klosterstraße nicht mit Mut zu füllen. Ein Heimkehrer aus dem Kriege hat, durch Ver- stümmelung, den Glauben an die Individualität verloren; er fühlt sich als niemand, er fühlt alle Menschen als niemand; auch seine Frau, die ihn nicht wiedererkennt und mit andern flirtet, Evaspieler treibt. Der Held soll nun durch die Erfah- rungen mit seiner Frau, die von ihrem zweiten Geliebten schließlich erlöset wird, und mit sich selbst, wenn er auf sein Bild im Spiegel schielt, über das Niemandgefühl hinauswachsen zum „Ich und du!“, aber der Autor mocht diese Christusidee nicht glaubhaft: er spielt um die Idee herum, Szenen mit einzelnen Feinheiten. Das Stück als Ganzes löst sich auf: es fehlt die Gestaltungskraft.

Das ist es, was heutige Dramatik oft so unrettbar macht. Einfälle, Ideen sind zur Genüge da, aber keine Gestaltung. Und das Publikum merkt es nicht. Es hält sich an Außerlich- keiten. Es genügt ihm, wenn Sarah Domela in Trianon- theater auf die Bühne kommt: in einer schlechten Rede „Die ganze Welt lacht“ von Viktor Ghorzilas. Es sieht nicht, wie hilflos, albern und sprachlich verfehlt dieser Domela Theater- spiel, Domela zu sehen genügt dem Publikum.

Und niemand öffnet dem Publikum die Augen. Obwohl beim „Habima“-Gespel mit „Golem“ im Theater am Kir- chendamm oder bei Georg Kaisers „Koblenz“ und An- genrührers „Kreuzschreiber“ in der Kommandantenstraße manchen schon die Einsicht kommen könnte: vom Mysterium der Kunst, von der echten Satire auf die Schundliteratur, vom wirklichen Volkshumor. Feix Dörmann, der beschlossene Sit- tenschilderer, tut's freilich auch nicht: sein ein Menschenalter zurückliegendes „Lebige Leute“ im Neuen Theater am Zoo, zugunsten des österreichischen Hilfsbundes ausgegä- ben, in der Mode der neunziger Jahre gepfeilt, ist nur noch eine Kuriosität, durch die eine verlogene Sentimentalität und Schmutzigkeit in naturalistischer Deutlichkeit drei lebige Schwestern und drei lebige Männer als Wiener Typen ver- foppelt. Der österreichische Hilfsbund sollte das Dierreich- tum echter zu präsentieren wissen, als mit solch unfaulem Klischee. Es soll doch auch schon echte Wiener Dichter gegeben haben...

Aber zur Dichtung will niemand sich mehr bekennen, es muß nun einmal Sensation und Schmutz sein. Kein Wunder, daß das Berliner Theater bei solcher Einstellung seine un- sichere Lage nicht überwindet. —